



Sie wollte ihre Eltern nicht ins Heim geben: Marianne Ribback pflegt ihre Mutter Hedi Tesch zu Hause.

Bild Stefan Kaiser

Nächstenliebe – bis ans Limit

PIRMIN BOSSART
dossier@luzernerzeitung.ch

Eine schöne Wohnung mit Balkon. Der Blick über den Vierwaldstättersee und in die nahen Berge ist einmalig: Hier haben Bernhard und Hedi Tesch ihre besten Jahre verbracht. Er war technischer Konstrukteur, sie hat zwei Kinder grossgezogen. Überall hängen Fotos. Das junge Paar mit den Kindern. Familienfeste. Ausflüge. Strahlende Gesichter. Es ist ein Haus voller Erinnerungen. Die Zeiten haben sich geändert. Nichts ist mehr, wie es einmal war.

Es ist kurz nach Mittag. Die Pflegefachfrau Maria Christen von der Spitex Nidwalden kümmert sich um Hedi Tesch. Die 91-jährige Frau ist vor elf Jahren an Demenz erkrankt. Sie liegt in einem speziellen Pflegebett. Neben der üblichen Körperpflege muss Maria Christen eine kleine Wunde an der Hand behandeln. Die Pergamenthaut der betagten Frau ist so verletzlich, dass jede starke Berührung sofort zu einem grossen Bluterguss führen kann.

Erkrankung langsam bemerkbar

«Mit 80 Jahren hat sich bei unserer Mutter langsam eine Demenzerkrankung bemerkbar gemacht. Sie erlitt die ersten Absenzen, manchmal stürzte sie. Zum Glück ist nie etwas Gravierendes passiert», sagt ihre Tochter Marianne Ribback. Die Fähigkeiten der Mutter, den Haushalt zu führen, nahmen stetig ab. So konnte sie beispielsweise die Herdplatte nicht mehr abstellen, obwohl die Milch am Überkochen war.

Ihr Mann Bernhard kümmerte sich, so gut es ging, um seine Frau, wurde aber schon damals tatkräftig von seinen Töchtern unterstützt. Marianne wohnt mit ihrem Mann und den zwei Söhnen im gleichen Haus, was die Pflege erleichterte. Gisela, die andere Tochter,

In der Schweiz werden 80 Prozent der pflegebedürftigen Menschen von ihren Angehörigen gepflegt. Für uns Grund genug, einmal genauer hinzuschauen. So waren wir zu Besuch bei Marianne Ribback aus dem Kanton Nidwalden, sie hat ein ganzes Netzwerk von Helfern aktiviert, um ihre demente Mutter zu Hause pflegen zu können.

lebt etwas weiter entfernt in einer anderen Gemeinde. Marianne Ribback seufzt. «Mein Vater hat sich immer fit gehalten, viele Fachbücher gelesen, Kreuzwörterrätsel gelöst. Es hat alles nichts genützt. Auch bei ihm hat sich, neben Parkinson, eine Demenzerkrankung entwickelt.»

«Zum Glück wächst man in diese Aufgabe hinein.»

MARIANNE RIBBACK
ÜBER DIE PFLEGE
IHRER ELTERN

Der Prozess verlief schleichend. Eines Tages informierte die Bank, dass ihr Vater ein Kuvert mit leeren Belegen geschickt hätte. «Dann entdeckte ich, dass Rechnungen liegen blieben und die Buchhaltung nicht mehr geführt wurde. So übernahm ich diese Arbeit.» Es war eine schwierige Zeit. Beide Eltern wurden mehr und mehr pflegebedürftig. Sie konnten nicht mehr alleine auf die Toilette gehen, die Körperpflege wurde vernachlässigt, die Präsenz der Angehörigen wurde grösser und grösser.

«Manchmal konnte ich es nervlich kaum mehr bewältigen. Wir kamen total ans Limit.»

In dieser Situation hätten andere Familien längst die Verlegung in ein Pflegeheim erwogen. Auch über diese Option wurde diskutiert, doch Tochter Marianne konnte diesen Schritt nicht tun, obwohl manchmal alle fix und fertig waren. «Die Eltern aus ihrer vertrauten Umgebung herauszureissen und in ein Heim zu geben, war für mich nicht denkbar. Ich habe das einfach nicht über das Herz gebracht.»

Also sass die Familie noch einmal zusammen und diskutierte die Dinge durch. Mit einem starken Einbezug der Spitex sowie einem erweiterten Netz von Helfenden wollten sie es nochmals versuchen. Neben der erhöhten Präsenz der Spitex konnte die Familie zur Entlastung fünf private Betreuerinnen gewinnen.

Zeit und Geduld ist nötig

Vor anderthalb Jahren starb Bernhard Tesch im Alter von 88 Jahren. Seitdem lebt seine Frau alleine in der Wohnung. Der Betreuungsaufwand hat sich nicht wesentlich verkleinert. Aufgrund der intensiven Grundpflege, die für die betagte Frau erforderlich ist, kommt die Spitex drei- bis viermal pro Tag vorbei. «Wir investieren vor allem viel Zeit»,

sagt Maria Christen. Hedi Tesch brauche sehr viel Geduld. «Sie hat keinen Zeitbegriff mehr. Wir müssen ihr immer wieder sagen, was wir machen. Es braucht manchmal schon sehr starke Nerven.»

«Es braucht manchmal schon sehr starke Nerven.»

MARIA CHRISTEN,
SPITEX-MITARBEITERIN

Die beiden Schwestern nicken. So gerne sie ihre Mutter haben, auch sie kommen oft an die Grenzen. «Das Anstrengende ist die unglaubliche Präsenz, die wir aufbringen müssen», sagen sie. Die Mutter wiederhole sich ständig, sage immer wieder das Gleiche, rufe nach den Töchtern. «Sie hat grosse Ängste, dass sie alleine gelassen wird. Wir müssen ihr immer wieder versichern, dass wir da sind und dass alles in Ordnung ist. Das ist enorm aufreibend.»

Private helfen mit

Jeden Morgen bereitet Marianne Ribback für ihre Mutter das Frühstück.

Danach fährt sie ihre Mutter im Rollstuhl ins Wohnzimmer und platziert sie vor dem grossen Fenster. Manchmal setzt sie sich noch ein wenig zu ihr und schaut mit ihr Fotos an. «Auf den alten Fotos erkennt sie jede Person und jedes Haus. Auch wenn ich ihr etwas Aktuelles von mir oder von meinem Mann und den Kindern erzähle, kann sie sich am andern Tag noch daran erinnern. Sonst aber funktioniert ihr Gedächtnis nicht mehr gut, und es ist schwierig, sich mit ihr zu unterhalten.»

Gisela kocht jeden Montag das Essen für mehrere Tage vor und bringt es vorbei. Am Wochenende ist eine private Betreuerin vor Ort, die kocht und Hedi Tesch mal spazieren führt. Vier weitere Personen, alles Frauen aus der Umgebung, sind ebenfalls Teil dieses Betreuungsnetzes. Unterstützung erfährt Marianne Ribback auch von ihrem Mann und den zwei Söhnen. Eigentlich hatte sie sich darauf gefreut, nach Jahren der Kindererziehung wieder eine Teilzeitarbeit aufzunehmen. Aber sie entschied sich für die Betreuung ihrer Eltern.

«Wir ziehen am gleichen Strick»

Das ständige Angebundensein empfindet Marianne Ribback als grösste Belastung. Jedes Abweichen von der geplanten Tagesstruktur muss organisiert sein. Wanderungen oder kurze Ausflüge sind nur nach vorherigen Absprachen möglich.

Aber die Frau hadert nicht. Sie sagt: «Zum Glück wächst man in diese Aufgabe hinein.» Hilfreich sei die günstige Wohnsituation, wo man einander nahe sei und sich doch wieder abgrenzen könne. Vor allem aber: «Wir ziehen alle am gleichen Strick. Sonst wäre solch eine Betreuung, wie wir sie zusammen mit lieben und geduldigen Menschen leisten, glattweg unmöglich.»

«Es mangelt an Koordination»

ANALYSE Oft fällt es Angehörigen schwer, Hilfe von aussen zu holen. Das Problem seien die vielen verschiedenen Dienste. So verpuffe die gewünschte Entlastung, sagt Expertin Iren Bischofberger.

INTERVIEW FLURINA VALSECCHI
flurina.valsecchi@luzernerzeitung.ch

Iren Bischofberger, sind es immer noch vor allem die Frauen, die Angehörige pflegen?*

Iren Bischofberger: Nicht nur. Neben der Pflege und Hilfe im Haushalt gibt es Administratives zu erledigen, Fahrdienste müssen organisiert werden, und auch Recherchen über eine Krankheitssituation gehören dazu. Unsere Umfragen in Firmen zeigen, dass das Engagement für pflegebedürftige Angehörige bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern etwa gleich aufgeteilt ist. Wenn aber eine sehr hohe Hilfsbedürftigkeit über lange Zeit da ist, übernehmen mehrheitlich Frauen diese Aufgaben.

«Bei fremder Hilfe treffen zwei Pflegekulturen aufeinander. Die funktionieren nicht immer reibungslos.»

IREN BISCHOFBERGER,
PFLEGE-EXPERTIN

Umfragen bei Arbeitgebern haben gezeigt, dass mindestens 12 Prozent der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zugleich in die Pflege von Angehörigen eingebunden sind. Wird diese Zahl weiter zunehmen?

Bischofberger: Diese Zahl dürfte dann zunehmen, wenn das Pensionsalter steigt. Das heisst, 65- bis 70-Jährige stünden noch im Arbeitsalltag. Und die Wahrscheinlichkeit wäre höher, dass ihre Eltern dann in einem Alter sind, wo sie Hilfe brauchen. Als Gesellschaft wollen wir einerseits die Mitarbeiter immer länger im Erwerbsleben behalten, um so unsere Sozialwerke zu finanzieren. Doch gleichzeitig müssen wir uns die Frage stellen: Wer soll die Aufgaben für pflegebedürftige Angehörige übernehmen?

Und vermutlich lassen sich Beruf und die Pflege eines Angehörigen nicht so einfach unter einen Hut bringen?

Bischofberger: Richtig, hier gibt es wichtige Unterschiede im Vergleich zur Vereinbarkeit von Beruf und einem kleinen gesunden Kind. Über Babys spricht man gerne. Die Pflege von kranken Angehörigen hingegen ist ein Thema, bei dem es auch um Leid und Tod geht. Zudem greifen die Sozialversicherungen bei Mutterschaft und Kinderzulagen automatisch via Arbeitgeber. Das ist nicht der Fall bei Krankheit oder Behinderung in der Familie. Das ist auch richtig, denn Mitarbeitende müssen ja keine Informationen über ihre Familienverhältnisse mitteilen. Man muss einfach wissen, dass sie sich oft alleine mit den Regelungen der Sozialversicherungen zurechtfinden müssen. Und das ist oft zeitaufwendig.

Haben Firmen überhaupt ein Interesse an Mitarbeitenden, die nebenbei einen Angehörigen pflegen?

Bischofberger: Man weiss, dass die Leistungsfähigkeit oft gut ist und dass diese Mitarbeitenden motiviert zur Arbeit kommen. Damit das so bleibt, braucht es gewisse Rahmenbedingungen, beispielsweise flexible Arbeitszeit auf allen Hierarchiestufen. Pflegenden Angehörige erzählen in unseren Forschungsprojekten, dass soziale Kontakte am Arbeitsplatz für sie sehr wichtig sind. Berufstätigkeit ist auch eine wichtige Form von sozialem Rückhalt, wenn die kranke Person gestorben ist.

Soll ich den Arbeitgeber informieren, wenn die Eltern oder andere Angehörige meine Unterstützung brauchen?

Bischofberger: Wir empfehlen das Gespräch mit Vorgesetzten oder Personalverantwortlichen. Arbeitgeber sind daran interessiert, die guten Mitarbeitenden in



In die Betreuung daheim sind viele Hilfsdienste eingebunden. Hier im Bild Maria Christen von der SpiteX Nidwalden; sie verbindet einer Patientin die Hand.
Bild Stefan Kaiser

Auch Männer stehen im Pflegeeinsatz

STATISTIK flu. 80 Prozent der Pflegebedürftigen werden heute von Angehörigen gepflegt. Untersuchungen zeigen, dass in rund 96 000 Mehrpersonen-Haushalten in der Schweiz eine pflegebedürftige Person lebt. Gemäss der Volkszählung 2000 leisten Frauen und Männer in ihren Privathaushalten unentgeltlich 34 Millionen Stunden Pflege, in «fremden» Haushalten sind es sogar 100 Millionen Stunden.

Die Vereinbarkeit von Beruf und Angehörigenpflege spielt dabei eine grosse Rolle. Laut Umfragen des Forschungsinstituts Careum in verschiedenen Firmen haben mehr als ein

Viertel der befragten Mitarbeitenden Erfahrung in der Angehörigenpflege. Mindestens 12 Prozent übernehmen momentan Pflegeaufgaben, während mindestens gleich viele früher gepflegt haben. Zwar organisieren sich Frauen und Männer unterschiedlich, wenn sie Betreuungsaufgaben übernehmen. Aber in der grundsätzlichen Bereitschaft, pflegerische Aufgaben zu übernehmen, gibt es kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Das zeigt auch das Beispiel der Umfrage bei den Mitarbeitern der Stadtverwaltung Winterthur: So gaben 61 Prozent der Frauen und 51 Prozent der

Männer an, körperbezogene Arbeiten zu übernehmen. 39 Prozent der Frauen und 48 Prozent der Männer kümmern sich um nicht körperbezogene Arbeiten.

Unterschiede gibt es beim Pflegeumfang: 30,3 Stunden pro Woche sind es durchschnittlich bei den Frauen und 23,5 Stunden bei den Männern. Bei der nicht körperbezogenen Pflege lag der Mittelwert bei den Frauen bei 14,3 Stunden, bei den Männern bei 11 Stunden pro Woche. Auffallend ist, dass von den pflegenden Männern etwas mehr als die Hälfte in einer Kaderfunktion tätig sind.

Immer stärker beobachten wir auch, dass Familien ausländische Personen bei sich im Haus engagieren.

Bischofberger: Ja, das ist inzwischen eine Alternative zum Heim. Es gibt in unseren Forschungsprojekten Beispiele, wo das sehr gut funktioniert. Es gibt aber auch sehr prekäre Situationen.

Wenn Frauen etwa aus Polen Tag und Nacht zu Dumpinglöhnen schuf-ten müssen?

Bischofberger: Es gibt sprachliche Barrieren, und es gibt moralische Bedenken, weil man Frauen vor allem aus Osteuropa abzieht, die zu Hause auch in der Kindererziehung oder in der Angehörigenpflege gebraucht werden. Auch gibt es Fragen zur Ausbildungsqualität dieser Betreuerinnen. Und dann gibt es die rechtlichen Fragen, und dazu gehören auch der Lohn und die Arbeitszeiten.

Gibt es Leute, die vorab aus finanziellen Gründen den Partner selber pflegen, weil das Heim oder andere Dienstleistungen für sie viel zu teuer sind?

Bischofberger: Es gibt solche Härtefälle. Vermutlich stimmt dann aber etwas mit der Information über die Unterstützungsmöglichkeiten nicht - und wie diese zu beantragen sind. Grundsätzlich sind die Gemeinden verpflichtet, den pflegebedürftigen Personen eine angemessene fachliche und finanzielle Hilfe zu bieten. Doch das System ist kompliziert, der Durchblick ist für Normalbürger schwierig und auch für Fachleute nicht immer eindeutig und rasch möglich. Es gibt Möglichkeiten der Sozialversicherung, den pflegenden Angehörigen einen verlustig gegangenen Lohn zu vergüten. Das Angebot wird aber noch bei weitem nicht ausgeschöpft.

Wissen die Leute gar nicht, dass sie Geld beantragen können?

Bischofberger: Wenn die pflegebedürftige Person bereits Ergänzungsleistungen bezieht, kann sie bei der kantonalen Ausgleichskasse einen Antrag stellen und wird so zum Arbeitgeber ihrer pflegenden Angehörigen. Einerseits herrscht hier ein Informationsmangel, andererseits schrecken auch die administrativen Hürden ab. Es hat zudem mit der Kultur zu tun, dass man nicht gerne um Geld betteln geht.

Bei aller Liebe zur kranken Person, kann es bei der Pflege von Angehörigen auch mal zum Frust kommen?

Bischofberger: Ja, das ist möglich. Wichtig ist, wie gerne man die betreffende Person und auch den eigenen Beruf hat. Aber das darf nicht zur körperlichen und psychischen Erschöpfung oder zu Pflegeunfällen führen. In unseren Forschungsprojekten gibt es Personen, die nach dem Tod des Angehörigen in einen Beruf im Gesundheitswesen eingestiegen sind. Das ist natürlich optimal. Aber es gibt auch das Gegenteil, es gibt Gewaltsituationen, die von den Angehörigen oder von der kranken Person ausgehen. Bei einer hohen Pflegebedürftigkeit der erkrankten Person braucht es für die Pflege zu Hause ein organisatorisch stabiles, personell durchdachtes und finanziell tragbares Unterstützungssystem. Sonst läuft die Situation relativ schnell aus dem Ruder.

Genieren sich die Familien, Hilfe von aussen zu holen?

Bischofberger: Es ist sicher eine schwierige Situation. Bei fremder Hilfe treffen zwei Pflegekulturen aufeinander - die eigene und die professionelle. Die funktionieren nicht immer reibungslos. Manchmal sind Angehörige von der ganzen Vielfalt an Dienstleistungen auch wie gelähmt. Und die SpiteX wird in der Regel nur zu maximal 40 Minuten pro Tag von der Krankenversicherung vergütet. Für weiterführende finanzielle Hilfe müsste zum Beispiel ein Antrag für Hilflosenentschädigung gestellt werden. Da erstaunt es nicht, wenn Angehörige lange Zeit alles selber machen.

SpiteX, Rotes Kreuz, Pro Senectute...; alle machen doch einen guten Job, wo ist das Problem?

Bischofberger: Richtig, aber die Summe all dieser Dienste ist das Problem. Es ist schade, wenn die gewünschte Entlastung durch die mangelnde Koordination verpufft. Wir haben in der Schweiz zudem rund 800 SpiteXorganisationen, 300 Spitäl, 1600 Heime und Tausende von Haus- und Spezialärzten mit teilweise sehr unterschiedlichen Angeboten. Es gibt erst wenige Anlaufstellen, die eine Versorgungssituation umfassend koordinieren. Die meisten Angehörigen müssen die Hilfeleistungen selber managen.

Das Ziel des Bundes, «ambulant statt stationär», ist also nicht so einfach umzusetzen?

Bischofberger: Um eine häusliche Pflegesituation auf lange Zeit stabil zu halten, braucht es Anreize für die gute Zusammenarbeit, etwa wenn bei hochbetagten Personen ein unnötiger Spitalaufenthalt vermieden wird. Heute ist das meistens Goodwill der verschiedenen Dienste.

Gibt es auch die Situation, wo ein Heimeintritt billiger ist?

Bischofberger: Es gibt solche Fälle. Wir haben aber im Krankenversicherungsgesetz drei Vorgaben: Wirksamkeit, Zweckmässigkeit und Wirtschaftlichkeit. Wenn wir nur nach der billigsten Lösung fragen, haben wir unsere Hausaufgaben nicht gemacht. Gemäss einer Studie des Spitexverbands Schweiz ist das betreute Wohnen die wirtschaftlichste Lösung, und möglicherweise ist dies auch am zweckmässigsten und wirksamsten, denn solche neuen flexiblen Modelle entsprechen den Wünschen der heutigen Gesellschaft.

HINWEIS



► * Iren Bischofberger (47) ist Professorin für Pflegewissenschaft und Versorgungsforschung. Sie leitet den Fachbereich Forschung bei Careum F+E, einem Forschungsinstitut der Fachhochschule Kalaidos. Ihre Schwerpunkte sind die Situation von pflegenden Angehörigen und neue Modelle in der häuslichen Gesundheitsversorgung. Weitere Informationen: www.workandcare.ch und www.careum.ch ◀

Schluss mit der Pflege für Gottes Lohn

BERUF Job und Elternpflege lassen sich schlecht vereinbaren. Viele reduzieren deshalb vorübergehend ihre Arbeit und riskieren so Lücken in der Vorsorge. Die Spitex Gossau will dem entgegenwirken.

SIMONE HINNEN
simone.hinnen@luzernerzeitung.ch

Das waren noch Zeiten, als es noch keine Spitex gab und fast ausschliesslich Familienangehörige ihre Eltern unter Anleitung eines Arztes oder unter Mithilfe einer Krankenschwester zu Hause pflegten. Heute gibt es in der Schweiz rund 1137 Leistungserbringer für die Pflege und Hilfe zu Hause. Und dennoch: Insbesondere die Altersvorsorge wäre ohne das personelle Engagement von Familienangehörigen nicht machbar. Laut Swissagcare-Bericht 2010 widmen sich pflegende erwachsene Kinder rund 27 Stunden pro Woche ihren betagten Eltern. Das Problem dabei: Das unentgeltliche Engagement zwingt meist Frauen mittleren Alters, ihre Berufstätigkeit zu reduzieren oder ganz aufzugeben. Dadurch entstehen Einkommenseinbussen und Lücken in der Altersvorsorge.

Vorteil: ohne Vorsorgelücke

Agnes Leu, Präsidentin der Spitex Gossau und Rechtswissenschaftlerin am Institut für Bio- und Medizinethik an der Uni Basel, beschäftigt sich seit längerem mit diesem Problem. Was ihr vorschwebt: Spitexorganisationen, die pflegende Angehörige mit entsprechender Befähigung einstellen, wie dies in einzelnen Gemeinden bereits praktiziert wird – so unter anderem auch in Gossau ZH. Somit könnten gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden: Die Frauen hätten keine Lücken in der Vorsorge, würden für ihre Arbeit entsprechend entlohnt und die Personalengpässe, mit welchen die Organisationen ohnehin zu kämpfen haben, wären etwas entschärft.

Erste Erfahrungen mit diesem Modell werden seit einiger Zeit unter anderem bei der Spitex Gossau gesammelt. Drei pflegende Angehörige wurden bislang von der Spitex angestellt. Alle haben nach Betreuungsende das Arbeitsverhältnis mit der Spitex aufgelöst. Insgesamt fällt das Fazit positiv aus. «In erster Linie schätzten es die Angehörigen, dass ihr pflegerisches Engagement dank der Anstellung Anerkennung findet – und zwar auch gegen aussen», sagt Agnes Leu. Das Heraustreten aus der Isolation der Angehörigenpflege und der Austausch im Team habe des Weiteren dazu geführt, dass sich nun viele sicherer bei der Pflegetätigkeit fühlten.

Was sich auf den ersten Blick also als absolute Win-Win-Lösung anhört, benötigt allerdings noch verschieblicher Klärung und werfe neue Fragen auf – insbesondere in den Bereichen Ausbildung, Pflege und Ethik, so Agnes



Darf jemand, der ein Familienmitglied pflegt, von der Spitex angestellt werden? Diese Frage wird kontrovers diskutiert.

Keystone/Gaetan Bally

Leu. Im Fokus steht die Frage:

• Fehlt es dem pflegenden Angehörigen an einer genügenden pflegerischen Ausbildung, um bei der Spitex angestellt zu werden? Die Frage ist interessant. Eine ähnliche Debatte wurde im Zusammenhang mit der Betreuung von Grosseltern und ihren Enkelkindern geführt. Die Idee einer Bewilligungspflicht scheiterte allerdings aufgrund der Opposition.

«Das Konfliktpotenzial ist gross.»

TAMARA RENNER,
SPITEX STADT LUZERN

Und in der Altersbetreuung? Muss eine Frau, die seit Jahren ihre Mutter pflegt und nun von der Spitex angestellt werden möchte, erst die Schulbank drücken, bevor sie ein Anstellungsverhältnis mit der Spitex eingehen kann? Agnes Leu findet: «Ganz ohne Ausbildung geht es nicht.» Denn schliesslich gebe es bei Pflegebedürftigen kaum «einfache Situationen». Stets seien physiologische oder pathologische Prozesse im Gang, die gerade bei kranken, be-

hinderten oder hochbetagten Personen besondere Aufmerksamkeit verlangten. Dazu seien vorausschauende Fertigkeiten nötig. «Entsprechend müssen pflegende Angehörige, die bei Spitexorganisationen angestellt sind, durch Pflegefachpersonen angeleitet und regelmässig überwacht werden. Denn würde man die Qualität nicht einhalten, würde der Organisation der Entzug der Betriebsbewilligung durch die Gesundheitsdirektion drohen», so Agnes Leu.

Ein Kurs als Mindestanforderung

In der Regel gilt: Spitex-Angestellte müssen als Mindestanforderung über einen Pflegehelferinnenkurs (120 Stunden und 12 Arbeitstage Praktikum) des Schweizerischen Roten Kreuzes verfügen. Knapp 40 Prozent besitzen nur dieses Zertifikat. Diese Personen dürfen allerdings die Betreuung nicht alleine organisieren und durchführen, sondern müssen sich von einer qualifizierten Pflegefachperson anleiten lassen. Weiter haben 28 Prozent eine höhere Berufsausbildung absolviert oder sind in Besitz einer beruflichen Grundausbildung im Pflegewesen (21 Prozent). Die restlichen 11 Prozent haben entweder eine andere Ausbildung oder verfügen über einen Fachhochschulabschluss im Bereich Soziales/Therapie oder eine Ausbildung

im Leitungs- und Administrationsbereich.

Wollen Angehörige von Pflegebedürftigen also bei der Spitex arbeiten, müssen sie zumindest diesen Pflegehelferinnenkurs absolvieren. Ob diese Kurzausbildung genügt, ist unter anderem Gegenstand eines Forschungsprojektes, in welchem Agnes Leu und ihre Projektkollegin Iren Bischofberger von der Forschungsstelle Careum F+ E mit Partnern die Chancen und Risiken dieses Modells untersuchen lassen.

Für Agnes Leu wäre es wünschenswert, wenn pflegende Angehörige basierend auf ihren Erfahrungen in der Pflege zu Hause einen weitergehenden Berufsabschluss erwerben könnten. In Zürich können sich Quereinsteiger zur Fachfrau Gesundheit ausbilden lassen. Daran sei positiv, dass Betreuerinnen einen Beruf abschliessen könnten und so bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt hätten, sagt Leu. «Zudem leisten sie ihren Beitrag zur Personalknappheit.»

Spitex der Stadt Luzern ist skeptisch

Bei der Spitex der Stadt Luzern weiss man von der Idee, künftig vermehrt Familienangehörige mit entsprechender Ausbildung bei der Spitex anzustellen. Allerdings ist der Tenor eher verhalten. Spitex-Geschäftsleiterin Tamara Renner sagt: «Das Konfliktpotenzial, das sich

daraus ergeben kann, ist gross.» Was sie damit meint: Was ist, wenn etwas in der Pflege schief läuft? Oder: Hat die betreuende Person genügend Distanz zur pflegebedürftigen Person, wenn diese miteinander verwandt sind? Sowohl in der Spitex-Organisation der Stadt Luzern als auch in der kantonalen Organisation sei diese Idee noch nie intensiv diskutiert worden. Allerdings seien betreuende Angehörige von einer optimalen Pflege nicht wegzudenken.

Spitex Luzern setzt auf Ausbildung

Nach wie vor verfüge die Spitex der Stadt Luzern über genügend Personal, sagt Tamara Renner. Um den künftigen Engpässen beizukommen, muss man ihrer Ansicht nach dringend den Gesundheitsberuf aufwerten, indem man die Löhne heraufsetzt und die Attraktivität des Berufes aufzeigt. Darüber hinaus sei noch zu wenig bekannt, dass auch die Spitex Ausbildungsstellen anbiete. Können man Auszubildende an die Spitex anbinden, gewinne man wertvolle Mitarbeiterinnen.

Laut Bundesgericht besteht kein Rechtsanspruch auf eine Anstellung eines pflegenden Angehörigen bei der Spitex. Zudem dürfen der Krankenkasse nur Kosten in Rechnung gestellt werden, die aussenstehende Spitex-Angestellte bei der Pflege verursachen.

Rechtliche Fragen früh regeln

TIPP flu. Übernimmt jemand in der Familie die Pflege eines Angehörigen, sollten wichtige Punkte im Vorfeld geklärt werden. Toni Räber von der Pro Senectute Luzern gibt Antwort:

• Was muss man beachten?

Man sollte eigene Grenzen erkennen und beachten und rechtzeitig Hilfe von aussen (zum Beispiel Spitex) beziehen. Man sollte sich bei Fachstellen informieren und Gelegenheiten nutzen, um auch Themen wie Heimeintritt oder Sterben anzusprechen.

• Braucht es einen Pflegevertrag?

Die Pro Senectute empfiehlt, das Pflege- und Betreuungsverhältnis schriftlich zu regeln. Folgende Punkte soll der Vertrag enthalten: Umfang der Pflege, Form und Höhe der Entschädigung, Entlastung, Stellvertretung bei Ferien, Krankheit usw. Der Vertrag wird zwischen der Betreuungs- und der betreuten Person abgeschlossen. Es empfiehlt sich, andere nahe Angehörige darüber zu informieren.

• Ist eine Patientenvereinbarung sinnvoll?

In einer Patientenverfügung können Wünsche betreffend Behandlung und Behandlungsgrenzen formuliert werden. Je präziser die Patientenverfügung abgefasst ist, umso mehr besteht die Gewähr, dass den Wünschen entsprochen wird. Es sollten auch Vollmachten oder Vorsorgevollmachten (gemäss dem neuen Erwachsenenschutzrecht) geregelt werden. Ausserdem sollte man Angaben für den Todesfall festhalten. Klar formulierte Wünsche erleichtern den Angehörigen die Organisation der Bestattung.

• Kann man, wenn es ums Erben geht, die Gratis-Pflegearbeit in die Waagschale werfen?

Die Entschädigung für geleistete Pflege und Betreuung ist dringend zum Zeitpunkt der Leistungserbringung zu entschädigen. Eine Geltendmachung nach dem Tode ist gesetzlich nicht durchsetzbar, eventuell ist dann das Vermögen auch bereits aufgebraucht.

Ein Film zeigt den Alltag

TERMIN flu. «Zwischen Wunsch und Verpflichtung» heisst ein eindrücklicher Film, der den Alltag von pflegebedürftigen Menschen jeden Alters und ihren Angehörigen zeigt. Auch zwei Personen aus der Zentralschweiz werden porträtiert. Die entsprechende DVD kostet Fr. 38.- und kann bei der Organisation Familien- und Frauengesundheit bezogen werden (www.fgg-video.ch oder 041 240 63 40) bezogen werden.

Regelmässig finden auch Informationsveranstaltungen zum Thema statt. So zum Beispiel am Dienstag, 25. September, um 19 Uhr in der Cafeteria der Pro Senectute Nidwalden (St.-Klara-Rain 1, Stans). Unter dem Titel «Dr heimä bliibe» gibt es Tipps und Antworten von Fachleuten.

Bei Fragen zum Thema wenden Sie sich unter anderem an ihre lokale Spitex, die Alzheimervereinigung, das Rote Kreuz, die Pro Infirmitas oder die Pro Senectute.

So wird der Lohn kompensiert

PFLEGE sh. Wer seine Eltern pflegt, muss das unter Umständen nicht gratis tun. Ist der pflegebedürftige Vater aufgrund seines tiefen Vermögens Bezüger von Ergänzungsleistungen (EL), kann er beim kantonalen Amt für Sozialversicherungen (SVA) einen Antrag auf Krankheits- und Behinderungskosten stellen. Darin fordert er die Kompensation jenes Verdienstes, der der pflegenden Person aufgrund der Pensereinkünfte verloren geht.

Das Schreiben muss ein Arztzeugnis enthalten, das belegt, dass die Pflegebedürftigkeit nicht bloss vorübergehenden Charakter hat. Zudem ist eine Kopie des früheren und des aktuellen Arbeitsvertrages beizulegen. Die SVA prüft auch, ob die pflegende Person für diese Aufgabe geeignet ist. Im positiven Fall erhält die versicherte Person, also der pflegebedürftige Vater, die Kompensation zugesprochen. Er stellt mit diesem Betrag die Pflegeperson an, wird zum Arbeitgeber und rechnet AHV, UVG und ALV ab.

Die maximale Begrenzung bei den Ergänzungsleistungen für die Übernahme entsprechender Pflegekosten im AHV-Alter liegt schweizweit bei 25 000 Franken pro Jahr.

Hier gibt es Beratung

Die wichtigsten Anlaufstellen rund um die Betreuung von betagten und pflegebedürftigen Personen:

- **Pro Senectute**
Pro Senectute Kanton Luzern
Telefon 041 226 11 88
www.lu.pro-senectute.ch
E-Mail: info@lu.pro-senectute.ch
- **Curaviva Schweiz**
Verband Heime und Institutionen Schweiz
Standort Luzern
Telefon 041 419 72 53
www.curaviva.ch
E-Mail: bildung@curaviva.ch
- **IV-Stelle Luzern**
www.ivstlu.ch
- **Ausgleichskasse Luzern**
www.ahvluzern.ch